

Beilage zu Nr. 121 des „Amts- und Anzeigeblasses“.

Eibenstadt, den 11. October 1884.

Pique-Dame.

Roman von H. de Boisgobey, den Memoiren eines französischen Geheimpolizisten nachgezeichnet von A. Werner.

(Fortsetzung.)

Sowohl das Schloß wie die Mühle standen, wie Bergon von allen Seiten vernommen hatte, in üblem Rufe. Die Besitzer des Schlosses vergruben sich anscheinend hinter dessen Mauern, und der Müller wie die Müllerin waren schon häufig mit der Polizei in Conflict gerathen. Bergon war hier durch Zufall hinter ein Geheimniß gekommen, dessen Nutzen ihm zwar noch nicht einleuchtete; er beschloß aber, diese Gegend nicht eher zu verlassen, als bis er das Dunkel derselben gelichtet hatte. Inzwischen war ihm die Cigarre ausgegangen, weshalb er sich behaglich ausstreckte und anscheinend in Schlaf zu verfallen schien. Er konnte vorläufig nichts Klügeres thun, denn einerseits ward er zweifelsohne von dem durch seine Frau benachrichtigten Müller vom Dache aus beobachtet, und konnte deshalb sicher darauf rechnen, daß vor Anbruch der Nacht nichts Interessantes sich ereignen würde. Es war überdies ungewöhnlich warmes Wetter, und Bergon hatte eine Flasche starken Weines völlig geleert, so daß es nicht zu verwundern war, wenn er alsbald in einen festen Schlaf versank, der mehrere Stunden anhielt. Als er erwachte, war es bereits dunkel. Bergon rieb sich die Augen und eilte nach der Mühle zurück. Es hungerte ihn und er fragte sich vergeblich, weshalb die Müllerin ihn nicht zum Mittagessen geweckt hatte. Als er über den schmalen Steg dahinschritt, sah er Jacquot zu seinen Füßen, im Canal waten und mehrere wurmförmige Bretter zu einem Floß zusammensetzen. Er hütete sich jedoch, ihn anzureden, sondern ging weiter, bis er die Mühle erreichte, wo er im Ergehos die Müllerin in voller Thätigkeit antraf.

„Endlich zurück!“ rief diese ihm freischend entgegen, „ich wollte schon meinen Knecht beauftragen, Sie zu holen.“

„Entschuldigen Sie mich, daß ich Sie mit dem Essen habe warten lassen.“

„Das Essen? Es ist nichts übrig geblieben, und ich habe keine Lust, zum zweiten Male zu kochen. Mein Mann ist noch immer nicht von Corbeil zurückgekehrt, wird auch wohl erst Abends spät eintreffen. Sie werden sich also mit Schinken und Brot begnügen müssen.“

„Bei Brot und Schinken und einer Flasche Wein lebt es sich wie ein Fürst,“ meinte Bergon.

Der Wein war sogleich zur Stelle. Die Wirthin entlockte die Flasche und beüllte sich, ihrem freigebigen Gast den zimmernen Becher zu füllen. Bergon stillte seinen Appetit und leerte die Flasche bis auf den letzten Tropfen. Die Alte maß ihn mit ihren runden, kleinen Augen wie eine Nachtule eine Amsel, die sie zu verschlingen wünscht.

„Ihr Bett ist gemacht,“ murmelte sie, als er den letzten Bissen aufgezehrt hatte, „dort auf den Säcken. Es schläft sich eben so weich darauf, wie auf Heu.“

„Vielleicht noch weicher. Nun, noch eine Pfeife Tabak und dann werde ich mich auf die Säcke betten.“

„Gute Nacht! Ich will mich ebenfalls schlafen legen; es wäre Verschwendung, die Lampe unnütz brennen zu lassen. Jacquot schläft bereits.“

Während die Frau bei diesen Worten verschwand, benutzte Bergon die Gelegenheit, bei'm verschwindenden Schein einen Streifblick auf die Halle, welche ihm zum Schlafen angewiesen worden war, zu werfen. Die Hälfte des Raumes war mit Mühlsteinen, Säcken und Tonnen angefüllt. Der Raum schien ihm sehr groß zu sein. Immerhin gab aber die Halle eine gute Schlafstätte ab und Bergon legte sich behaglich nieder. Die Müllerin verschloß jetzt geräuschvoll die Thür und unterließ nicht, zur größeren Sicherheit einen Riegel vor dieselbe zu schieben. Dann kletterte sie die Leiter hinauf und rief, als sie den Heuschaber erklimmen hatte, noch zu ihrem Gast hinunter:

„Gute Nacht! Ich werde Sie morgen zeitig wecken!“

Bergon befand sich jetzt im Finstern und sein Geist ward sogleich in einen Zustand versetzt, der weder Schlaf noch Wachen genannt werden konnte. Es sauste ihm in den Ohren und flimmerte ihm vor den Augen, kurz, er verspürte ein unbeschreibliches Unwohlsein, das sich von Minute zu Minute steigerte. Vergebens machte er Versuche, sich von seinem Lager zu erheben, er sank aber stets wieder auf die Säcke zurück. In dem Maße jedoch, wie seine Kräfte schwanden, schienen sich seine Sinne zu verschärfen. Das leiseste Geräusch hallte in seinen Ohren wie eine Explosion wieder. Seine Augen sahen in der Finsterniß so hell wie die einer Katze, doch vermochte er sich von dem, was er sah und hörte, keine klare Vorstellung zu machen. Ihm erschien Alles wie ein Traum. In diesem Zustande mochte er mehrere Stunden zugebracht haben, als er durch eine Spalte der Bretterwand einen Lichtstreifen in die Halle bringen

sah. Unwillkürlich sah er hindurch und erblickte in einem kleinen Bretterverschlag an einem Tische, auf welchem eine Lampe flackerte, die Müllerin mit einem Manne, der über sechs Fuß maß, von muskulösem Körperbau war und dessen Aeußeres auf einen entsprungenen Galeerenflaven schließen ließ. Zweifelsobne war er der Mann dieser Megäre. Er schlürfte Brantwein in vollen Zügen aus einem eisernen Trinkbehälter, und seine Frau sorgte dafür, daß das Gefäß stets wieder gefüllt wurde.

Wie war er in diesen Verschlag gelangt, da die Müllerin die Hausthür doch so sorgfältig verriegelt hatte? Was führte das unheimliche Ehepaar im Verschlag an? Bergon zerbrach sich über diese beiden Fragen vergeblich den Kopf. Er folgte inzwischen jeder Bewegung der Beiden und hörte, — oder glaubte es wenigstens zu hören, — ihre Unterredung eben so deutlich, als wenn er an ihrer Seite gesessen hätte.

Seine Sinne verwirrten sich mehr und mehr; er vergaß Alles um sich her und es schien ihm, als ob er jählings in eine Tiefe stürze, sich wie im Wirbel um sich selbst herumdrehe und jetzt einen furchtbaren Fall erlitt. Er vermochte es nicht, die Augen zu öffnen. Noch einmal griff er, wie nach einem Halt suchend, um sich, dann aber verließ ihn vollends das Bewußtsein und er sank kraftlos auf sein Lager zurück.

31. Kapitel.

Die Todesgefahr.

Als Bergon seiner Sinne wieder mächtig ward, befand er sich auf einer lockeren Masse liegend und fühlte seinen Mund mit einem klebrigen Gegenstande verschlossen, der wahrscheinlich den Zweck hatte, ihn am Schreien zu verhindern. Er schüttelte sich, richtete sich empor, entfernte die klebrige Masse von seinen Lippen, tastete vorsichtig umher und begriff jetzt, was mit ihm vorgegangen war. Man hatte ihn kopfüber auf einen Sandhaufen hinabgeworfen, und zwar so heftig, daß er nur wie durch ein Wunder dem Tode des Ersticken entronnen war. Bergon, durch den heftigen Stoß zum Bewußtsein zurückgeführt, erwog seine mißliche Lage. Er sagte sich, daß die Frau ihn in eine Falle gelockt und sein Bett auf einer Klappe bereitet gehabt hätte, von der sie nur eine Feder zu berühren brauchte, um ihren Gast in das unterirdische Verließ der Mühle zu stürzen. Sein Leben hing offenbar an einem Faden; denn man hatte ihn selbstverständlich nicht in der Absicht in die Tiefe geschleudert, um ihn dort zu ernähren und zu bewachen. Beabsichtigte man, ihn zu ermorden, oder wollte man ihn verhungern lassen? Er erging sich darüber in nutzlosen Gedanken. Es war ihm indeß klar, daß man ihm nicht erlauben würde, wieder den Keller zu verlassen. Nicht, weil die Räuber in der Mühle ihn für einen Spion hielten, war er zu diesem Gefängniß verurtheilt, sondern weil sie es auf sein Geld abgesehen hatten, von dessen Vorhandensein er so unvorsichtig gewesen war, die Müllerin in Kenntniß zu setzen. Da er aber seine Geldbörse wie die Börse bei sich behalten hatte, war es mehr als wahrscheinlich, daß sie später herunterkommen würden, um ihn auszulündern.

„Sie werden sicher glauben, daß mich der Sturz getödtet hat,“ dachte Bergon, „aber mögen sie immerhin kommen, sie werden mich vorbereitet finden.“

Bei diesen Worten zog er seinen Revolver und sein Taschenmesser hervor. Er beschloß, sich ruhig zu verhalten, streckte sich auf den Sand aus und bestete seine Blinde unverwandt an die Decke, um sich nicht überraschen zu lassen, wenn die Klappe geöffnet werden würde. Den Revolver und das mit zwei Klingeln versehene Taschenmesser legte er neben sich.

Die alte Heze hat den Wein mit einem schweren Schlafrunkel vermischt, das ist ganz gewiß,“ murmelte er nachdenklich. „Ich hätte von vornherein mißtrauisch gegen sie sein und nur reines Wasser trinken sollen. Schon bei der ersten Flasche ward mir der Kopf zentnerschwer und bei der zweiten versank ich in einen Taumel, der mir die Sinne raubte. Der Sturz aus der Höhe hat mich glücklicherweise wieder erweckt.“

Plötzlich entstand ein Geräusch, das, wie leise es auch war, doch das Herz des wadernen Polizisten erbeben machte. Es klang wie ein Seufzer, ein verhaltenes Wimmern; allein, es beunruhigte Bergon weit mehr, als es das Knarren der Fallklappe bewirkt haben würde. War die Kellertür wohl gar bewacht? Er hielt, um sich über diesen Punkt Gewißheit zu verschaffen, den Athem an und lauschte.

Das Seufzen verwandelte sich nun in ein klagendes Gemurmel und dieses wieder in Gesang. Es war eine kaum vernehmbare Melodie, die wie ein verhallender Chor aus tiefem Walde zu ihm hinüberdrang. Bergon war die Melodie bekannt, — er hatte sie schon einmal gehört, — aber wo? Nach einigen

Minuten erhob sich die Stimme von Neuem und jetzt kehrte ihm die Gesangsweise wieder in's Gedächtniß zurück.

„Es ist Pauline,“ murmelte er, „es ist die kleine Pauline Cambremer; sie sang das Lied, als ich mit ihrem Vater ein Glas Wein trank und sie beinahe von einem alten Weibe entführt worden wäre.“

Er hatte ganz leise gesprochen, aber die Wölbung des Kellers verzehnfachte den Schall und ließ die kleine Sängerin furchtsam verstummen. Er wollte indeß Gewißheit haben. Er hatte in seiner Tasche ein Stück Stearinlicht, sowie eine Schachtel mit Schwefelholzern, und beschloß auf die Gefahr hin, von oben herab gesehen zu werden, das Licht anzuzünden. Kaum flammte das Schwefelholz auf, als sich ein ängstliches Geschrei erhob. Bergon eilte, das Licht in der Hand, nach jener Seite, woher das Geschrei gekommen war und erblickte, in eine Ecke des unterirdischen Kellers geschmiegt, die Tochter des Weichenstellers. Das arme Kind saß auf der steinernen Diele, mit zusammengezogenen Knien, auf die ihr Anblick sich stützte, und starrte Bergon entsetzt an, geblendet von der plötzlichen Helle. Unzweifelhaft hielt sie den fremden Mann, der sich ihr näherte, für einen ihrer Feinde.

„Zu Hülfe, Papa, zu Hülfe!“ schrie das arme Kind.

„Sei unbesorgt, Kleine,“ sagte Bergon bewegt. „Ich komme, um Dich zu befreien. Erkennst Du mich nicht? Sieh' mich doch an, ich bin ja ein Freund Deines Vaters.“

„Sie!“ versetzte das Kind mißtrauisch.

„Ja, freilich. Hast Du es vergessen, daß ich vor einigen Wochen eines Nachmittags mit Deinem Vater ein Glas Wein trank, während Du dem tanzenden Affen des Leierkastenmannes folgtest?“

Pauline stieß jetzt einen lauten Freudentrus aus und sprang mit einem Sage ihrem Befreier um den Hals. In diesem Augenblick vernahm man das Geräusch einer sich öffnenden Luke.

„Still! Kein Wort mehr; stelle Dich schlafend. Ich werde mir den Anschein geben, als sei ich durch den Sturz getödtet worden,“ flüsterte Bergon ihr in's Ohr und blies gleichzeitig das Licht aus. Dann schlich er auf den Beben zu seiner früheren Lagerstätte und warf sich auf den Sandhaufen, das Gesicht in den Sand gedrückt. Raum war dies geschehen, als sich durch die offene Luke eine große Laterne an einem Seil herabfenkte, die den ganzen Raum tageshell erleuchtete. Man wollte sich offenbar überzeugen, wie es in dem Keller aussah. Das Resultat schien die Bewohner der Mühle zufrieden zu stellen. Bergon lag nämlich platt auf dem Sandhaufen, mit gekreuzten Armen und ausgestreckten Beinen, kurz, wie Jemand, der sich durch einen schweren Fall den Tod zugezogen hat, während Pauline, in einen Winkel gekauert, mit zusammengeschrumpftem Körper und geschlossenen Lidern den Anblick eines mit dem Tode ringenden Kindes darbot.

„Es ist mit ihnen vorbei,“ flüsterte eine spöttische Stimme, „jetzt nur schnell die Dritte herbei, um den Beiden Gesellschaft zu leisten.“

Bergon sah von der Seite, daß die Mörder einen Körper, der in graues Leinen gehüllt war, aus der Luke zu ihm hinabwarfen, wie wenn man einen Leichnam vom Felsen in's Meer stürzt. Raum hatte der Körper den Boden berührt, als die Laterne wieder heraufgezogen und die Luke wieder zugeschlagen wurde. Ein dumpfes Geräusch ließ den Gefangenen errathen, daß man jetzt die Luke mit Steinen belastete, unzweifelhaft um zu verhüten, daß man sie von unten aufheben und so einen Ausweg zur Flucht gewinnen konnte. Eine unnötige Vorsicht, da der Keller eine Höhe von sechszehn Fuß hatte und sich in demselben keine Leiter befand.

„Wir sind verloren,“ dachte Bergon, „wir müssen hier verhungern. Ein Trost nur, daß die Räuber vorläufig nicht wieder kommen werden, da sie das Grab wohl verwahrt glauben.“

Er zündete nun wieder sein Licht an und beleuchtete das dritte unglückliche Opfer, um zu erfahren, welchen Lebensgefährten er soeben bekommen hatte, der todt oder lebend in dieses Grab gesenkt war, in welchem auch die Tochter des Weichenstellers ihren Tod finden sollte.

Er beugte sich zu dem verhüllten Körper herab und entdeckte, daß er derjenige einer weiblichen Person war. Die untere Hälfte des Antlitzes war durch ein großes Taschentuch bedeckt, das man ihr als Knebel in den Mund gesteckt hatte; ihre Haare umrahmten in dichten Locken eine schneeweiße Stirn; ihre Hände waren gefesselt und über der Brust zusammengeschnürt. Bergon befreite sie sogleich von dem Taschentuch, strich ihr die Locken aus der Stirn zurück und erkannte jetzt jenes reizende Mädchen, das, obgleich er es nur einmal gesehen hatte, ihm dennoch nie wieder aus dem Sinn gekommen war; Gabriele